

II.

Die Unsterblichkeit der Seele nach altägyptischer Lehre.

Von

A. Wiedemann.

So wenig wir auch im Grossen und Ganzen von der altägyptischen Religion und ihrem bunten Gemisch von kindlich rohem Fetischismus und tief philosophischen Gedanken, von Aberglauben und wahrer Götterverehrung, von Poly-, Heno- und Pantheismus wissen, ein Dogma hebt sich doch aus all diesem Gewirre mit voller Bestimmtheit ab, eine Glaubensform, welche der ägyptischen Religion unter allen übrigen Religionen des Alterthums eine eigenartige Stellung verleiht, es ist dies die Lehre von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Zwar sind auch andere Religionen in alter Zeit zu ähnlichem Dogma gelangt, wir finden dasselbe bei Semiten und Indogermanen, bei Turaniern und Mongolen schon frühe entwickelt, aber bei allen diesen stellt es sich als eine höhere Form der Auffassung des Menschen und der Gottheit und ihres wechselseitigen Verhältnisses dar, als eine Form, die eine Abstreifung roh sinnlicher Gedankengänge mit sich brachte. In Aegypten dagegen haben wir das eigenartige Schauspiel, dass eine der durchgebildetsten Formen der Unsterblichkeitslehre auftritt, neben den allerursprünglichsten Ideen, welche sich Völker von höheren Wesen gebildet haben. Es lässt sich freilich nicht erkennen, ob der Unsterblichkeitsglaube im Nilthale wirklich, wie es auf den ersten Blick erscheinen könnte, ebenso alt ist, wie die ägyptische Religion überhaupt. Wie uns dieselbe hier in den ältesten längeren religiösen Texten, in den Inschriften der Grabespyramiden der Könige der fünften und sechsten manethonischen Dynastie, welche jedenfalls vor das Jahr 3000 v. Chr. zu setzen sind, entgegen tritt, stellt sie sich bereits als ein vollendetes System dar, welches eine langdauernde Entwicklung durchlebt hat.

In diesem Systeme finden wir aber noch alle die Stufen wieder, welche die Gottesverehrung in Aegypten allmählig angenommen hatte. Conservativ bis zum Uebermaasse, wie es das Volk in Allem und Jedem war, hatte es sich nicht entschliessen können, seine alten An-

schauungen von der Gottheit aufzugeben, auch wenn es zu höheren und reineren fortgeschritten war. Im Gegentheile, man hat alle diese Ideen ängstlich bewahrt und so finden wir die Religionssysteme, welche hier nach einander im Ansehen gestanden hatten, in späteren Zeiten neben einander. Von einem Kampfe verschiedener Systeme, der zum Siege des einen oder anderen geführt hätte, sehen wir keine Spur. Jede neu auftretende Gedankenreihe ward in den Kreis der ältern aufgenommen und bestand, mochte sie auch noch so heterogener Natur sein, neben diesen fort. Die Folge hiervon war, dass sich in der Religion als solcher in Aegypten ein Fortschritt in unserem Sinne des Wortes, der doch nur in einem Abstreifen alter, sich überlebt habender Formen bestehen kann, nicht findet, dass eine neue Lehre nichts Höheres erstreben konnte, als eine Stellung neben den älteren Auffassungen des Pantheons.

Jede einzelne Göttergestalt, jede religiöse Vorstellung, jedes Amulet hat an und für sich eine klare und verständliche Bedeutung. Wo dies nicht der Fall zu sein scheint, da liegt dies nicht daran, dass dem Aegypter der Sinn des betreffenden Punktes undeutlich gewesen wäre, sondern nur daran, dass wir noch keine abschliessende Antwort auf die einschlägigen Fragen zu gewinnen vermögen. Verlassen wir jedoch die Betrachtung einzelner Punkte, suchen wir uns ein Bild davon zu machen, wie die Aegypter glaubten, dass die verschiedenen Einzelideen in einander eingriffen, und wie sie sich den Himmel und das Pantheon eigentlich vorstellten, dann stehen wir einer vollkommen verzweifelten Aufgabe gegenüber. Dutzende von Gottheiten haben völlig gleiche Bedeutung, ganze Vorstellungskreise schliessen sich gegenseitig aus, und doch haben alle neben einander bestanden, sind gleichzeitig angenommen und geglaubt worden.

Unter diesen Umständen muss jede Behandlung ägyptischer Religionsvorstellungen von Einzelheiten ausgehn. Sorgsam muss jede Göttergestalt, jede Idee, jedes noch so kleine Amulet für sich untersucht und auf Grund der Texte behandelt werden. Ueber jeden dieser Punkte haben Generationen nachgedacht und ihn sich klar zu machen gesucht. Mit banger Scheu waren Priester und Laien bestrebt, sich alle die Formeln zugänglich zu machen, mit Hülfe derer man die Götter zu besänftigen, die Dämonen zu besiegen, die Seligkeit zu erlangen hoffte. Alle Amulette suchte man sich zu verschaffen, welche Werth für das Jenseits und Bedeutung für die ewige Wohlfahrt besaßen. So gross aber auch der Aufwand an geistiger Arbeit gewesen

sein muss, der all diesem seinen Ursprung und seine Entwicklung gab, zu der Höhe des Denkens hat sich das altägyptische Volk nicht zu erheben vermocht, dass es alle diese Einzelheiten in ein System gebracht und in einander verarbeitet hätte.

Die beiden Kreise, welche in den meisten Religionen gesondert neben einander stehn, die Götter des Lebens und die des Todes, fallen in Aegypten fast völlig zusammen. Dieselben Gestalten, welche in Diesseits das Geschick des Menschen bestimmten, beherrschen dasselbe auch im Jenseits, nur dass bei einzelnen Gestalten bald die eine, bald die andere Seite ihrer göttlichen Thätigkeit mehr in den Vordergrund tritt. Allein, auch hierbei liegt kein festes Princip der Sache zu Grunde. Die Ausübung der verschiedenen Funktionen der Götter ist eine mehr willkürliche, in ihr freies Belieben gestellte, als dass dieselbe mit ihrer Eigenart innig verknüpft gewesen wäre. Diese Funktionen haben sich im Laufe der Zeit verändert und sind an verschiedenen Orten verschiedenartig aufgefasst worden. Auf den ersten Blick scheint zwar fast überall die Bedeutung der Götter für das Leben nach dem Tode als die wichtigere gegolten zu haben, allein dies rührt nur daher, dass das Material, welches uns für die ägyptische Religion vorliegt, fast ausschliesslich aus Gräbern und aus Todtentempeln stammt, während die Zahl der Denkmäler, welche mit dem Tottenkulte nichts zu thun haben, hinter der der Grabmonumente sehr zurücktritt.

Dies hat es bewirkt, dass man annahm, bei den Aegyptern hätten sich, wie im ganzen öffentlichen Leben, so auch in der Religion alle Gedanken nur auf den Tod und das Jenseits gerichtet. Eine genauere Untersuchung der Denkmäler hat im Gegensatze dazu bewiesen, dass die Aegypter in dem Genusse des Lebens auf dieser Erde den übrigen Völkern des Alterthums vollkommen zur Seite zu stellen sind und dass sie durchaus nicht als ein steifes, lebloses, schematisch dahin lebendes Volk betrachtet werden dürfen.

Wäre dies der Fall gewesen, dann hätten dieselben zu einer pessimistischen Auffassung des Lebens und des Jenseits, wie sie etwa in Indien die herrschende ist, gelangen, sie hätten danach streben müssen, durch den Untergang der Eintönigkeit und Gleichförmigkeit des Daseins zu entrinnen. Allein im Nilthale ist gerade das Gegentheile geschehen. Der sehnlichste Wunsch war, möglichst lange auf dieser Erde zu verweilen, ein Alter von 110 Jahren zu erreichen, und nach dem Tode ebenso fort zu leben, wie man es hier gewohnt gewesen war. In einer sonst fast unerhört materiellen Weise malte man sich das Dasein nach

dem Tode aus, weil man sich kein schöneres Sein zu denken vermochte, als dasjenige, welches man an den Ufern des Nils geführt hatte. Wie einfach und wie verwickelt zu gleicher Zeit die sich hier anschliessenden Vorstellungen waren, das zeigt am besten eine Schilderung der Gedanken, welche sich die Aegypter über die Unsterblichkeit der Seele, über ihre Zusammensetzung aus einzelnen Theilen und ähnliches gebildet hatten, Gedanken, welche wir an der Hand altägyptischer Urkunden hier zu entwickeln versuchen wollen.

War der Mensch gestorben, hatte das Herz aufgehört zu schlagen und die Wärme den Körper verlassen, dann blieb von dem Todten nur eine leblose Hülle auf der Erde zurück. Sie vor dem Untergange zu schützen, war die erste Pflicht der Hinterbliebenen. Man übergab sie zu diesem Zwecke einer Corporation von Leuten, welche unter priesterlicher Aufsicht die Einbalsamirung vorzunehmen hatten. Nach althergebrachten und genau festgestellten Vorschriften ward diese durchgeführt. Die innern leicht verweslichen Theile wurden aus dem Körper entfernt, das Uebrige, das Knochengerüst und die dieses umgebende Haut, ward mit wohlriechenden Salben bestrichen, in Asphalt getaucht und so unzerstörbar gemacht. Die Körperhöhle ward ausgefüllt mit Leinwandbinden und Asphalt, dem man allerhand Amulette, Vasen in der Form des Herzens, Schlangenköpfe in Carneol, Symbole der Beständigkeit, Skarabäen und kleine Bilder von Göttern in glasirtem Thon beimischte. Sie sollten durch ihre mystische Kraft die Erhaltung des Leichnams, für welche durch den Asphalt auf materiellem Wege gesorgt ward, befördern und unterstützen. War das Werk der Einbalsamirung vollendet, was etwa 70 Tage in Anspruch nahm, so ward die Leiche in Leinwandbinden gewickelt, in Särge von Pappe, Holz und Stein gelegt und dann der Familie zurückerstattet.

In feierlichem Zuge geleiteten nun die Hinterbliebenen den Todten über den Nil hinüber zur letzten Ruhestätte, welche er sich noch bei Lebzeiten in dem Gebirge, welches das Nilthal im Westen begrenzt, angelegt hatte. Klageweiber begleiteten den Zug mit ihrem Geschrei, Priester weihräucherten und murmelten Gebete, andere opferten und vollzogen geheimnissvolle Ceremonien während des Transportes und vor der Grabesthür¹⁾. Dann ward der Todte in die Gruft hinabge-

1) Die ganze Einbalsamirung schildert kurz der Pap. Rhind. ed. Birch, London 1863 und Brugsch, Leipzig 1865; die Handlungen der Taricheuten der Pap. Wien ed. von Bergmann, Wien 1887 und den Schluss derselben ein Pap.

senkt, diese selbst verschlossen und vermauert, die Hinterbliebenen brachten noch ein Opfer dar und vereinten sich dann in der Vorkammer des Grabes zu einem Leichenmahle. Harfenspieler erschienen bei demselben, wiesen hin auf den eben Bestatteten und seine Verdienste und ermahnten die Familienmitglieder des Grames zu vergessen und sich wieder des Lebens zu freuen, so lange als es ihnen vergönnt sei, das Sonnenlicht zu geniessen. Denn wenn das Leben vorbei sei, dann wisse man nicht, was kommen werde, jenseits des Grabes sei Dunkelheit und langer Schlaf. Fröhlich und immer fröhlicher ward das Gelage, das oft in Orgien ausartete, bis sich endlich alle aus dem Grabe entfernten, dasselbe verschlossen und den Todten allein zurückliessen. Nur an bestimmten Festtagen wallfahrteten später die Anverwandten in die Todtenstadt, betraten die Vorkammer und brachten hier theils allein, theils von Priestern unterstützt, den Manen des Todten ihre Gebete dar oder weihten ihm Opfer in wirklichen Speisen und Getränken oder auch in symbolischer Form, in Thon-Bildern von kleinen Ochsen, Gänsen, Broden und ähnlichem mehr. Im Allgemeinen blieb das Grab verlassen, was in ihm mit dem Todten geschah, das lehrte nur die Religion und Mystik, hinabzusteigen in die Gruft selbst und die Ruhe der Mumie zu stören, das galt als ein schweres Verbrechen gegen Götter und Menschen.

Und doch wäre es von Interesse gewesen, hinter die wohl verschlossene Grabeswand zu blicken und zu sehen, was hier Geheimnissvolles mit dem Todten vorging, denn für diesen endete mit dem Tode nicht das Leben als solches, nur das irdische Dasein fand seinen Abschluss und es begann nun ein neues, höheres, ewiges Sein. Die Theile, welche sich in dem Menschen zu einander gesellt und ihm das Leben ermöglicht hatten, trennten sich im Augenblicke des Todes, die unsterblichen verliessen die sterblichen. Aber, während letztere einheitlich waren und nur aus dem „verweslichen“ Leichnam (cha), aus dem Theile, an dem die eben erwähnten Ceremonien vollzogen wurden, bestanden, waren erstere verschiedenfach zusammengesetzt. Im Leben hatten alle diese „unzerstörbaren, lebenden“ Bestandtheile, welche in ihrer Gesamtheit etwa unserer Seele entsprechen würden, im Körper ihre

Paris und einer in *Bulaq ed. Maspero*, Pap. du Louvre, Paris 1875. Für den Transport der Mumie vgl. *Dümichen*, *Kal. Inscr.* pl. 35 ff. Das sehr ausführliche Ritual für die Ceremonien an der Grabesthür entdeckte, publicirte und bearbeitete *Schiaparelli*, *Il libro dei Funerali*, Turin 1881—1882.

Heimath gefunden, erst im Tode verliessen sie denselben, um jeder für sich seinen Weg zu den Göttern zu suchen. Gelang ihnen dies und ward zugleich festgestellt, dass der Verstorbene tugendhaft und gerecht gewesen war, dann durften sie sich wieder mit ihm vereinen, um mit ihm in den Kreis der Götter einzugehen.

Der wichtigste aller dieser Bestandtheile¹⁾ war der sogenannte **Ka**, das göttliche Ebenbild des Todten, welches zu ihm in einem ähnlichen Verhältnisse stand, wie das Wort zu dem Begriffe, den es ausdrückt, wie die Statue zu dem lebenden Menschen. Es war die Individualität, wie sie sich im Namen des Menschen verkörperte, das in Gedanken sich aufbauende Bild desselben, welches sich seine Bekannten beim Anhören seines Namens bildeten oder doch bilden konnten²⁾. Aehnliche Gedanken haben andere Völker zu höhern Vorstellungen geführt und dieselben bewogen, sich ähnlich wie Plato in seinen Ideen, den Gegensatz zwischen der Persönlichkeit und der Person auf philosophischer Grundlage zu erklären. Der Aegypter, welcher es nie vermocht hat, abstrakt zu denken, ist hier zu einer ganz concreten Vorstellungsweise gedrängt worden, die in ihrer rein sinnlichen Natur merkwürdig genug berühren muss. Er hat dieser Persönlichkeit eine rein materielle Form gegeben, welche dem Menschen vollkommen entsprach, sie war ihm durchaus gleich, sein zweites Ich, sein Doppelgänger³⁾.

In zahlreichen Darstellungen sehen wir seit dem 18. vorchr. Jahrhundert die Könige vor der Gottheit erscheinen, hinter ihnen steht ihr ka, dargestellt als ein kleiner Mann mit den Zügen des Herrschers oder als ein Stab mit zwei Händen, den das Haupt des Herrschers krönt. Hier erscheint die Persönlichkeit noch als Begleiterin der Person, sie thut dasselbe wie diese, sie folgt ihr, wie der Schatten dem Menschen. Aber man ist schon frühe, schon zur Zeit Amenophis III, etwa 1500 v. Chr., weiter gegangen, man hat die Persönlichkeit gänzlich von der Person

1) Vgl. für dieselben Wiedemann in *Compte-rendu du Congr. des Orient. de St. Etienne*, II (1878) p. 159 sqq. Zahlreiche Paralleltexpte zu dem dort besprochenen Todtenbuch-Capitel bei von Bergmann, *Sarkophag des Panehemis*, I, S. 22; II, S. 74 ff.

2) In Folge hiervon wird zuweilen Ka als Synonym von ren „Name“ verwendet.

3) Ein Wort, welches den Begriff des ka im Deutschen wiedergäbe, fehlt begreiflicherweise. Verhältnissmässig am besten ist die von Maspero vorgeschlagene Uebersetzung durch double, Doppelgänger; ganz verfehlt die von Meyer, *Gesch. Aeg.* S. 83 durch Gespenst.

getrennt. Jetzt erscheint der König häufig vor seiner eigenen Persönlichkeit; dieselbe trägt die Symbole der Gottheit, den Herrscherstab und das Zeichen des Lebens. Vor ihr steht der König mit Gaben aller Art und erfleht sich von ihr himmlische Gaben, und die Persönlichkeit antwortet ihm (Leps. Denkm. III, 87): „Ich gebe Dir alles Leben, alle Beständigkeit, alle Macht, alle Gesundheit und alle Freude, ich besiege für Dich die Völker Nubiens, so dass Du ihnen die Häupter abschneiden kannst“. In Reliefs derselben Periode, welche die Geburt Amenophis III. darstellen (Leps. Denkm. III, 74—75) wird gleichzeitig mit dem König sein ka geboren, beide in Gestalt zweier völlig gleicher Knaben werden der Gottheit vorgestellt und von dieser gesegnet. Etwa gleichzeitig begannen die Könige ihren eigenen Persönlichkeiten Tempel zu errichten, sie stellten für dieselben Priester an und erschienen von Zeit zu Zeit in dem Tempel, um sich selbst um Schutz und höhere Güter zu bitten. Während der Herrscher auf dieser Erde wandelte, weilte „seine lebende Persönlichkeit, der Herr von Ober- und Unter-Aegypten in seiner Behausung, im Strahlenhause“ (Leps. Denkm. III, 21, 129). Sie war er selbst, von ihm unabhängig und über ihm stehend und doch ihm gleich und mit ihm verbunden.

Die Trennung zwischen Persönlichkeit und Person ist dabei nie systematisch streng durchgeführt worden; dieselben sind zwar zwei gesonderte Wesen, sie sind aber insofern eins, als sie nur durch und mit einander bestehen können. Nur so lange der ka bei ihm ist, lebt der Mensch und dieser trennt sich von ihm erst im Augenblicke des Todes. Nur darin liegt ein Unterschied in dem Wechselverhältnisse, dass der ka ohne den Körper, dieser aber nicht ohne jenen leben konnte. Aber darum ist der ka nicht etwa ein höheres, geistiges Wesen, er ist materiell genau wie der Körper selbst, er braucht Nahrung und Getränke, soll er sich seines Daseins freuen, und empfindet Hunger und Durst, wenn ihm diese entzogen werden. Er theilt hierin das Schicksal der ägyptischen Gottheit, welche gleichfalls der Nahrung bedurfte und sehr in Verlegenheit kam, wenn die Opfer aufhörten und ihr Speise und Trank entzogen wurden.

Nach dem Tode des Menschen ward der ka dessen eigentliche Persönlichkeit, an ihn richteten sich die Todtengebete, den Göttern wird geopfert, damit sie dem ka des Verstorbenen Brod und Wein, Fleisch und Milch und alle guten Dinge, deren ein Gott zur Nahrung bedarf, verleihen. Auch ihm selbst werden Gaben geweiht und man nahm an, der ka werde von Zeit zu Zeit das Grab besuchen, um die

hier aufgehäuften Nahrungsmittel in Empfang zu nehmen. Er inkorporirte sich dann in der Mumie und diese keimte auf (ruḥ) oder erneute sich wie die Pflanze (renp) und ward so, wie die Texte es zuweilen ausdrücken, „der in seinem Sarge lebende ka“. Reiche Leute machten Stiftungen, aus deren Ertrag für ewige Zeiten Opfergaben in Esswaaren für ihren ka angekauft werden sollten und setzten Summen aus, um für dessen Opferdienst eigene Priester anzustellen. Eine lange Reihe von Beamten ward unterhalten, um für die Lebensbedürfnisse der Persönlichkeit des Verstorbenen zu sorgen¹). Den ka stellten die Statuen des Verstorbenen dar, welche in seinem Grabe Aufstellung fanden, ihm galten die Königsstatuen, welche in den Tempeln errichtet wurden. Wo eine solche Statue stand, da konnte auch der ka weilen, hier konnte er Theil nehmen an den Opferfesten und Freuden des Diesseits, ja, man scheint sogar geglaubt zu haben, man könne ihn durch bestimmte Zauberformeln in Statuen bannen.

Von dem Gedanken, dass die Statue den ka eines Menschen darstellte und verkörperte, ist man weiter gegangen. Auch von den Göttern gab es Bildsäulen, und da zog man denn den Schluss, diese Bildnisse ständen in demselben Verhältnisse zur Gottheit, wie die Statuen zu den Menschen, auch sie wären Nichts weiter, als der ka des Gottes. So ward die Vorstellung der Gottheit rein menschenähnlich; ebenso wie der König nicht sich, sondern seiner Persönlichkeit Tempel errichtete, so weihte man öfters Heiligthümer nicht dem Gotte selbst, sondern dessen Persönlichkeit. So galt z. B. der Haupttempel von Memphis nicht dem Gotte Ptah, dem Weltschöpfer, den die Griechen ihrem Hephästos verglichen, sondern vielmehr dessen ka. Und hier bildet nicht etwa Ptah eine Ausnahme, schon in Texten der neueröffneten Pyramiden lesen wir, dass Thot, Set, Horus und andere Götter ihren ka bei sich hatten, also neben sich selbst auch eine Persönlichkeit besaßen²). Man glaubte dieser ka, dieses menschenähn-

1) Die eingehendsten hierher gehörigen Angaben finden sich in Verträgen, welche ein Oberpriester zu Siut mit den Priestern des Anubis während der 14 Dyn. abschloss (behandelt Maspero, *Transact. Soc. Bibl. Arch.* VII, 6 sqq.; *Erman*, *Aeg. Zeitschr.* 1882, S. 159 ff.); ähnliche Verträge sind aber bereits in der Zeit der Pyramiden-Erbauer abgeschlossen worden; vgl. z. B. *Leps.*, *Denkm.* II. 3—7; *de Rougé*, *Inscr. hierogl.* 1; *Mariette*, *Mastaba* p. 316 sqq.

2) Auch die zuweilen genannten Gestalten des ka des Ostens und des ka des Westens sind in diesem Sinne als ka des Gottes des Ostens, bez. des Westens aufzufassen, nicht als ka der abstrakten Begriffe Osten und Westen.

lichere Bild stehe dem Menschen näher, als der Gott selbst, man rief in Folge dessen, besonders auf Votivstellen, welche dem heilig gehaltenen Apis-Stiere, der Inkorporation des Gottes Ptah, in Memphis geweiht wurden, häufig nicht den Apis an, dem Weihenden freundlich gesinnt zu sein und ihm Gutes zu thun, sondern den ka des heiligen Stieres. Sehr beachtenswerth ist es, dass dem Gotte Ra in mehreren Inschriften¹⁾ nicht weniger als vierzehn ka zugeschrieben werden, welche wohl den verschiedenen Formen, in denen sich die Gottheit manifestirte, entsprechen sollten.

So hat denn diese uns schon in den ältesten Texten entgegen-tretende Lehre von dem ka, von der als Doppelgänger gedachten Persönlichkeit des Menschen, eine weitgehende Bedeutung gewonnen, nicht nur für die Lehre von der Unsterblichkeit des Menschen, sondern auch für die Auffassung der Beziehungen der Gottheit zu dieser Welt. Einen solchen ka besass, wie schon bemerkt, jeder Mensch, so lange er lebte, er verliess ihn jedoch im Augenblick des Todes und führte nunmehr eine Sonderexistenz. Erst nach längern Irrfahrten traf der Todte ihn im Jenseits wieder und wir besitzen noch das Gebet, mit welchem er ihn zu begrüßen hatte. Dasselbe (Todtenbuch cap. 105) beginnt mit den Worten: „Preis sei Dir, der Du mein ka während meines Lebens warst, ich komme zu Dir, u. s. f.“

Der zweite unsterbliche Bestandtheil des Menschen ist sein ⊗ ab Herz. Das menschliche Herz ward bei der Einbalsamirung aus dem Körper entfernt; was mit demselben geschah, darüber geben die Texte keinen sichern Aufschluss. Während einiger Perioden der ägyptischen Geschichte — besonders während des neuen Reiches, doch haben sich vereinzelt auch Canopen aus dem alten Reiche erhalten — setzte man es, ebenso wie die übrigen Eingeweide in besonderen Alabaster- oder Holzvasen, sog. Canopen, deren man der Mumie vier mit in das Grab gab, bei, doch geschah dies verhältnissmässig selten, in andern Fällen legte man die Eingeweide nach der Einbalsamirung wieder in den Körper und gab ihnen als ihre Schutzgottheiten Wachsbilder der vier Todtengenien mit; über den Verbleib des körperlichen Herzens in weitaus den meisten Fällen haben sich keine inschriftlichen Angaben erhalten. Vielleicht liessen es die Priester einfach verschwinden, um ihrer Lehre vom Herzen eine greifbare Unterlage zu geben. Auf ein

1) Leps. Denkm. III, 194 l. 13; Dümichen, Tempelinschr. I, 26; von Bergmann, Hierogl. Inschr. pl. 33; 61 col. 2.

solches Verfahren scheinen einige Notizen klassischer Autoren (Plutarch, *septem sap. conviv.* p. 159 B.; *de esu carnum orat.* II p. 996 E; Porphyr. *de abst.* IV, 10) hinzuweisen, nach denen man das Herz, bez. die Eingeweide in den Nil geworfen hätte, indem man sie als die Ursache aller menschlichen Fehler bezeichnete. Porphyrius hat sogar noch den Wortlaut des Gebetes erhalten, welches man sprach, indem man den Kasten mit den Eingeweiden der Sonne zeigte, und wenn sich dessen Urtext auch bisher nicht auf den Monumenten hat nachweisen lassen, so sind seine Worte doch so völlig in ägyptischem Geiste gehalten, dass an ihrer Authenticität nicht gezweifelt werden kann. Das unsterbliche Herz, welches zu dem körperlichen in einem ähnlichen Verhältnisse stand, wie der *ka* zum Körper überhaupt, verliess nach dem Tode den Menschen, durchwandelte selbstständig die Räume des Jenseits und begab sich in die Wohnung der Herzen; erst in der Halle des Gerichtes traf es der Todte wieder und hier trat es als Kläger gegen ihn auf. In ihm hatten während der Lebenszeit alle guten und bösen Gedanken ihren Ausdruck gefunden, sie waren nicht aus ihm hervorgegangen, denn es war etwas Göttliches und Reines, aber es hatte sie vermitteln und kennen lernen müssen¹⁾, so war es denn auch berufen, Zeugniß über alle Thaten und Gedanken des Menschen vor Osiris, dem Richter der Todten, abzulegen.

In der Zwischenzeit fehlte der Mumie das Herz, sie wäre daher leblos und todt gewesen — das Herz durchstechen ist identisch mit völlig vernichten — und mit ihr der Osiris, auf den wir noch werden zurückzukommen haben, wenn man es nicht verstanden hätte, demselben statt seines zu den Göttern eingegangenen wirklichen Herzens ein künstliches zu verschaffen. Dieses provisorische Herz ward gebildet durch einen Skarabäus, durch das Bild eines Käfers, welcher als Symbol des Werdens und Auferstehens galt. Ihn bedeckte man mit magischen Formeln und hoffte, dass er dem Todten das Herz ersetzen und zugleich durch seine Gestalt die Auferstehung verbürgen werde²⁾. Hatte später der Todte sein wahres Herz zurückerhalten, dann verlor der Skarabäus seine Bedeutung; Werth besass derselbe ebenso wie die übrigen Amulette, welche der Aegypter dem Todten mitgab, nur während der Zwischenzeit zwischen dem Tode und der

1) In diesem Sinne ist dem Aegypter das Herz der Sitz der Gefühle; das Herz freut sich, trauert und weint.

2) Vgl. hierfür Bonner Jahrb. LXXVIII, S. 113 ff.

Wiedervereinigung der durch diesen getrennten Theile. War die Auferstehung einmal eingetreten, dann konnte kein Amulet mehr nützen, kein fehlendes mehr schaden.

Ein weiterer unsterblicher Bestandtheil des Menschen ward dargestellt durch den *ba*, durch die Gestalt, welche unserer Seele verhältnismässig am nächsten steht. Er bildet das Wesen, welches im Augenblicke des Todes den Menschen verlässt, um zu den Göttern zu fliegen, denen es nahe verwandt ist und mit denen es, wenn es nicht mit dem Menschen vereint ist, zu leben pflegt, ohne darum immateriell zu sein und der Speise und des Trankes entbehren zu können (vgl. z. B. Todtenb. 148, 8). Seine Gestalt war die eines Vogels mit Händen und einem menschlichen Kopfe oder auch die eines Skarabäus mit dem Kopfe eines Widders. Letztere Gestaltung, welche während des 15.—12. Jahrhunderts v. Chr. besonders beliebt war, ist im Grunde Nichts, als ein symbolisches Schriftzeichen. Der Widder ist *ba* zu lesen, der Skarabäus *cheper*, was werden bedeutet, so dass das ganze Bild etwa besagte: „der, welcher eine Seele geworden ist.“ Anders steht es mit der andern Gestaltung, sie zeigt uns wirklich die Seele, wie sich der alte Aegypter dieselbe dachte. Es sind uns plastische Darstellungen überkommen, in welchen wir die kleine Seele neben dem Sarkophage sitzen, denselben berühren und ihm lebe wohl sagen sehen, ehe sie sich zu den Göttern erhebt. In anderen Bildern sehen wir die Seele, wie sie vom Himmel herabgeflogen kommt, in der Hand das Zeichen des Lebens naht sie dem Grabe und der Mumie, um dieselbe zu besuchen, oder sie nimmt an der Grabthüre Opfern in Empfang und kommt dann in die Tiefe der Gruft herabgeflogen, in der einen Hand Brod, in der andern einen Wasserkrug haltend, um ihre frühere Hülle zu speisen und zu tränken¹⁾. Diese Auffassung der Seele als eine Art Vogel ist beachtenswerth in dem Gegensatze, in welchem sie zu der Auffassung anderer Völker steht. In der ältern christlichen Zeit dachte man sich die Seele als Schmetterling und in Reliefs und Bildern aus dem Mittelalter, wie z. B. in Orcagna's Triumph des Todes im Campo Santo zu Pisa oder am Portal der Kirche S. Trophine zu Arles, erblicken wir dieselbe, wie sie in der Gestalt eines Kindes oder eines kleinen nackten Mannes aus dem Munde des Todten entweicht. Hier entspricht die Gestalt dem *ka* der Aegypter, während der Gedanke, den die Gestalt verkörpert; eher an den *ba* erinnert.


1) Todtenbuch ed. Naville pl. 4, 97, 101, 104; ed. Lepsius pl. 33 u. s. f.

Weiter wird als unsterblich erwähnt der sāhu. Dieser wird stets in der Gestalt einer in ihre Binden eingewickelten Mumie abgebildet und stellt die Form dar, mit welcher der Mensch auf dieser Erde bekleidet war. Er war ursprünglich ein Theil des ka, aber während dieser eine vollkommene Persönlichkeit bildet, ist er nur eine Hülle, nur Form ohne Inhalt, aber auch diese Form stammt von der Gottheit, auch sie kann nicht vergehn und eilt nach dem Tode in ihre himmlische Heimath zurück. Dieselbe Gestalt hat auch die Mumie und daher ist es natürlich, dass diese, der cha, häufig, wenn sie in den religiösen Texten als ein von dem ka neubelebtes Wesen erscheint, mit dem sāhu verschmilzt. In diesem Sinne heisst es „der sāhu lebt in dem Sarge oder in der Unterwelt, er sprosst (rut), er erneut sich (renp)“, doch werden in genauern Texten beide auseinander gehalten, wie z. B. Todtenb. 89, 6 „die Seele (ba) sieht ihren cha, sie ruht auf ihrem sāhu“. Dabei hat sie Macht über ihn und heisst es auf dem Sarg des Panehemisis „es lebt der sāhu auf Befehl des ba“. In engem Zusammenhange mit dem sāhu steht der chaib, der Schatten, welcher in den Bildern des Jenseits die Form eines Fächers besitzt¹⁾. Wie hier auf Erden keine Gestalt gedacht werden kann ohne Schatten, so war dies auch im Jenseits der Fall, auch dort scheint die Sonne und müssen daher alle optischen Erscheinungen des Diesseits ihre Wiederholung finden. Der Aegyptier hat sich hier aber nicht mit der einfachen Thatsache begnügt, er hat dem Schatten des Todten ebenso wie dem der Dämonen und Götter, denn diese werden genau so wie die Todten selbst behandelt, eigene Wesenheit verliehen, er konnte allein bestehn und sich ebenso wie der Schatten von Peter Schlemihl bei Chamisso von seinem Eigenthümer trennen. Dies that er thatsächlich im Augenblick des Todes, um sich selbständig in das Götterreich zu begeben.

Neben den eben besprochenen Hauptbestandtheilen der unsterblichen Seele werden gelegentlich noch einige andere, besonders der chu, d. h. der Glänzende (im Todtenb. 89, 3 neben ba; 149, 40 neben chaib; 92, 5 neben diesen beiden) genannt, doch kommen dieselben seltener vor, haben nur in Lokalkulten Bedeutung gewonnen und decken sich entweder mit den behandelten Theilen, oder sind so wenig klar umgrenzt, dass dieselben bei einer Behandlung der ägyptischen Seele

1) Die auf diesen bezüglichen Stellen sammelte Birch, Transact. Soc. Bibl. Arch. VIII, p. 386 sqq.

ruhig unberücksichtigt bleiben können, ohne dass man fürchten müsste, hierdurch ein falsches Bild zu erhalten.

Wenn sich aber so die Seele beim Tode in ihre Bestandtheile auflöste, was ward dann aus der Individualität des Menschen, welche doch nur durch ihr Zusammenwirken gebildet worden war, und wie war es möglich, dass die einzelnen Theile sich im Jenseits wieder fanden, um den neuen, auferstandenen Menschen zu bilden? Auch auf diese Frage hat sich der Aegypter eine Antwort gebildet, welche dieselbe auf dem einfachsten Wege löst, freilich dabei für unsere Denkweise in direktem Gegensatze zu der bisher betrachteten Seelenlehre steht. Man nahm an, dass neben all diesen unsterblichen Seelentheilen auch noch der Mensch in seinen Eigenschaften und in seiner Gestalt eine Art Unsterblichkeit besäße, welche jedoch nicht ewig, sondern nur von beschränkter Dauer gewesen zu sein scheint. Der Mensch, welcher sich in diesem Zustande befand, der also gestorben war, dem das Leben und die Seele fehlte, der aber doch existirte, fühlte und dachte, ward als  Osiris bezeichnet.

Osiris war der erste wirklich menschenähnliche Götterkönig Aegyptens gewesen, er hatte dem Volke die Kultur, den Ackerbau, die Gesetze und die richtige Götterverehrung gebracht. Nach langer, segensreicher Regierung war er den Nachstellungen seines Bruders Set-Typhon erlegen, war getödtet worden und hatte herabsteigen müssen zur Unterwelt, in der er fortan als König der Todten und Richter über die Verstorbenen ein ewiges Dasein führte. Sein Schicksal war das eines jeden Menschen. Wie er musste ein Jeder nach der irdischen Wallfahrt herabsteigen durch die Pforten des Todes in die Unterwelt, aber ein jeder hoffte, ebenso wie er, aufzuerstehen um ein ewiges glückliches Dasein zu führen. Dieser Hoffnung gab der Mensch Ausdruck, wenn er den Verstorbenen einen Osiris nannte, er wünschte ihm ein ähnliches Schicksal wie dem Gotte und nannte ihn daher nach diesem, ebenso wie wir einen Todten als selig bezeichnen, in der Hoffnung, dass ihm die Seligkeit zu Theil werden möge. Osiris hatte sich durch seinen Tod nicht verändert, auf Erden war er König gewesen, das war er auch im Jenseits geblieben, genau so erging es dem Menschen, auch er blieb, was er war, der Tod bildete nur einen Abschnitt in seinem Leben ohne an seinen Verhältnissen etwas zu ändern.

In welchem Verhältnisse der Osiris eines Menschen zu der Mumie stand, war den Aegyptern selbst nicht klar. Identisch sind dieselben

nicht, das geht einmal aus den Angaben der Texte, welche die Mumie nie dem Osiris gleichstellen, hervor, dann aber musste es auch die Erfahrung lehren, welche bewies, dass eine Mumie nie aus dem Einbalsamirungshause oder aus dem Grabe verschwunden war um ihren Weg in das Jenseits anzutreten. Aber trotzdem waren Mumie und Osiris auch nicht ganz verschieden, eine Auffassung, welche schon dadurch, dass beide gleiche Gestalt und gleiche Eigenschaften besaßen, ausgeschlossen zu sein schien. Die Texte beschreiben den Osiris als wenn er aussähe wie die Mumie selbst ohne ihr gleich zu sein, und die Einbalsamirer rüsteten die Mumie aus, als wäre sie berufen, als Osiris die Wanderung anzutreten. Hier liegt ein innerer Widerspruch vor, der seinen Hauptgrund darin hat, dass der Aegyptier glaubte und hoffte, er werde kurz nach dem Tode in seiner Gesamtheit, in Fleisch und Blut auferstehn, genau wie er auf dieser Erde gelebt hatte, dass dem aber die Erfahrung widersprach, welche lehrte, dass die Mumien diese Erde nicht verliessen und nicht verlassen konnten. Er hat sich damit geholfen, dass er der Mumie einen Doppelgänger gab, der ihr vollkommen gleich, nicht nur ähnlich war, ohne darum mit ihr identisch zu werden. Hat man sich mit diesem, auf den ersten Blick freilich sehr eigenartigen Gedanken vertraut gemacht, dann lösen sich alle Räthsel der Lehre vom Osiris des Menschen in einfachster Weise.

Der Mumie ward, wie wir sahen, ein künstliches Herz in Gestalt eines Skarabäuskäfers gegeben, weil der Osiris ohne ein solches nicht leben konnte. Man gab ihr die verschiedenen Amulette mit, deren jener bedurfte, um die Dämonen des Jenseits zu beschwichtigen, man legte ihr eine runde Scheibe aus mit Stuck bedecktem Papyrus, Leinwand oder Bronze unter das Haupt, welche durch aufgezeichnete Figuren und Inschriften in mystischer Weise dem Körper des Osiris die nöthige Lebenswärme erhalten sollte¹⁾. Man löste von ihren Füßen die Sohlen, welche den Schmutz dieser Erde betreten hatten, ab, damit der Osiris mit reinen Füßen die Halle des Gerichts betreten könne; man bat die Götter, sie möchten dem Osiris Milch geben, damit er seine Füße in ihr baden und dadurch den Schmerz, den ihm das Ablösen der Fusssohlen bereiten musste, lindern könne, und endlich legte man die abgetrennten Fusssohlen in den Körper der Mumie, damit der

1) Ein derartiges „Hypocephal“ ist noch in unserem Jahrhundert berufen gewesen, eine grössere religiöse Rolle zu spielen, es bildet das heilige Buch der Mormonen (vgl. Joseph Smith A Pearl of Great Price 1851 p. 7).

Osiris dieselben zur Vervollständigung seines Ichs zur Hand habe¹⁾. Damit diesem Ich Nichts fehle, flehte man zu den Göttern, dass die Mumie nicht von der Erde verzehrt werde und betrachtete es als besonders nothwendig, dass alles Fleisch und Gebein an deren Gliedern, alle Glieder an ihrer Stelle sich befänden. Der Mumie gab man auch das Todtenbuch und andere religiöse und mystische Texte mit, deren der Osiris bedurfte, um sich in den Räumen des Jenseits zurecht zu finden und die Gebete zu kennen, die er an jedem Orte in fest vorgeschriebener Weise zu sprechen hatte. Kurz die Mumie ward gerade so behandelt, als wäre sie der Osiris, und doch war sie es nicht. Sie blieb in der Grabkammer im Sarge liegen, während der Osiris seine Weiterfahrt antrat.

Die Fahrt dieses Osiris ist es, welche die ägyptischen religiösen Texte mit Vorliebe in ermüdender Weitschweifigkeit behandeln, der das Todtenbuch, das längste und verhältnissmässig am besten bekannte Werk der religiösen Litteratur des Volkes gewidmet ist. Freilich enthält dasselbe keine systematische Schilderung dieser Fahrt, wie man es nach Analogie anderer Litteraturen erwarten sollte, sondern Nichts als eine Reihe unzusammenhängender Szenen aus derselben. Es sind Gebete, welche der Osiris vortragen musste, wenn er einzelne Theile der Unterwelt betrat, dort bestimmte Dämonen persönlich kennen lernte, u. s. f. Jedem dieser Gebete ist ein Kapitel gewidmet, aber die Kapitel folgen sich nicht in der Reihenfolge, in welcher sich die Gebete thatsächlich abzulösen hatten. Die Aegypter haben sich auch von der Unterwelt kein klares Bild zu machen gewusst, die Systemlosigkeit, welche ihre gesammte Götterwelt so unklar macht, herrscht auch hier vor. Wohl hatte man eine Reihe von Einzelpunkten durchdacht, aber man war nicht dazu gelangt, aus ihnen ein einheitliches Ganzes zu bilden und von dem Jenseits ein topographisch darstellbares Bild sich zu gestalten. So folgen sich denn die Kapitel im Todtenbuche ohne feste Ordnung, ihre Anordnung in den verschiedenen Handschriften, welche uns von dem Werke vorliegen, ist eine grundverschiedene, ebenso verschieden ist auch die Zahl der Kapitel in den einzelnen Exemplaren; während dieselbe in einigen nur sehr gering ist, steigt sie in andern, wie in dem von Lepsius herausgegebenen, dem Anfange der Ptolemäerzeit entstammenden des Auf-ānch bis zu 165. Da eine

1) Ebers, Aeg. Zeitschr. 1867 p. 108; 1871 p. 48; Wiedemann, Compt. rend. du Congr. des Orient. de St. Etienne II p. 155.

fest vorgeschriebene Norm fehlte, so konnte jeder Priester und Schreiber dem Verstorbenen die Kapitel zusammenstellen, welche er oder die Familie für die nothwendigsten hielt, ein jeder konnte sich von den Einzelheiten der Unterwelt ein mehr oder weniger abweichendes Bild gestalten.

Es kann hier nicht unsere Absicht sein, den Osiris auf seiner Wanderung im Einzelnen zu begleiten, für uns genügt die Thatsache, dass derselbe nach der Angabe des Todtenbuchs alle Prüfungen bestand, alle Feinde, die ihm entgegen traten, überwand und endlich eingeführt ward in die Halle der doppelten Wahrheit. Hier empfing ihn die Göttin der Wahrheit, Osiris thronte unter einem Baldachin, in seiner Nähe sassen die 42 Beisitzer des himmlischen Gerichts und versammelten sich die wichtigsten Gestalten des Osiris-Kreises. Jetzt begann der Todte zu reden, er legte ein negatives Sündenbekenntniß ab, vor jedem Beisitzer erklärte er, die eine oder andere Sünde nicht begangen zu haben. Er habe nicht Uebeles gethan, nicht geraubt, nicht gemordet, nicht gelogen, Niemanden zum Weinen gebracht, das Eigenthum der Gottheit nicht geschädigt, und ähnliches mehr. Stumm hörten die Richter seine Worte an, keiner gab ein Zeichen seines Beifalls oder Missfallens, aber wenn der Todte geendet hatte, dann brachte man sein Herz herbei und legte es auf eine Wage, auf deren anderer Schale das Bild der Wahrheit stand. Die Götter Anubis und Horus vollzogen die Wägung, während Thoth, der Schreiber der Götter bereit stand, das Resultat in einer Urkunde zu verzeichnen.

Jetzt konnte der Todte angstvoll sein Herz anrufen, nicht als Kläger gegen ihn aufzutreten, mit den Worten, die ihm das Todtenbuch (Cap. 30; 64 l. 34—36) vorschrieb, denn „das Herz des Menschen ist sein eigentlicher Gott“¹⁾, es hatte hier über sein ewiges Leben zu entscheiden. War sein Herz mit ihm zufrieden, fiel die Wägung zu seinen Gunsten aus, dann erging der Befehl des Gottes Thoth, das Herz dem Todten zurückzuerstatten, es wieder an seine Stelle zu setzen. Dies geschah und damit begannen die unsterblichen Theile, die der Tod getrennt hatte, sich wieder zu vereinigen. Wie das Herz, so erhielt der gerechtgesprochene Osiris jetzt auch die übrigen Theile, den ka, u. s. f. zurück und so baute sich in ihm der Mensch, der einst auf dieser Erde gewandelt hatte, vollständig wieder auf, er begann sein neues Leben, das Leben der Seligen und Gerech-

1) So auf dem Sarg des Pa-nehem-Isis (Sitzungsber. der Wiener Ak. 82. S. 15).

ten, welches ewig dauern sollte, er war nunmehr im Gefolge der Götter und diesen, die sich freuten ihn zu sehn, gleich.

Die religiösen Texte setzen regelmässig voraus, dass die Gerichtsscene zu Gunsten des Todten ausfiel, dass sein Herz mit ihm zufrieden war, dass er selig werden durfte. Nirgends wird uns in klarer Weise berichtet, was ihm geschah, wenn er nicht vor Osiris bestehen konnte und verdammt wurde. Es wird erzählt, die Feinde der Gottheit würden verzehrt, sie würden vernichtet, niedergeworfen, u. s. f., allein diese Ausdrücke sind so allgemein gehalten, dass aus ihnen nicht mit Sicherheit hervorgeht, ob der Aegypter an eine Hölle glaubte, welche als Bestrafungs- oder als Läuterungsort für die Bösen diente, oder ob er, was wahrscheinlicher ist, annahm, dass im ungünstigsten Falle das Herz und die übrigen unsterblichen Theile nicht zurückgegeben wurden. Dann vermochte sich der Todte nicht neu zu bilden, nicht in Fleisch und Blut aufzuerstehen. Die unsterblichen Theile selbst konnten nicht vergehen, sie kamen von Gott und waren und blieben rein, wohl aber konnten sie davor bewahrt werden, in die Hülle, in den Osiris, zurückzukehren, der sich ihrer unwürdig gezeigt hatte. Die Seele als solche starb nicht, wohl aber fand das Individuum, in welchem sie geweilt hatte, seinen Untergang. Die Fortexistenz des Individuums aber war die Hoffnung, welche der Aegypter an die Unsterblichkeitslehre knüpfte, sie war dem Guten versprochen, dem Bösen blieb sie versagt.

Der Gute ging nach dem Gerichte in die Seligkeit ein, er war äusserlich wie innerlich unverändert geblieben, nur dass er jetzt ewig das Dasein fortführte, welches auf dieser Erde eine zeitliche Grenze gefunden hatte. Die Seligkeit, welche der Aegypter erhoffte, war dabei keine passive, wie sie fast alle höhern Religionen lehren. Es war kein Aufgeh'n in dem All oder der Gottheit, kein Schweben in ewiger Ruhe, in ewiger Zufriedenheit und in stetem leidenschaftslosen Glück. Ganz im Gegentheile führte der Aegypter im Jenseits ein ebenso thätiges Leben, wie im Diesseits. Wohl war auch er bei der Gottheit, aber er behielt seine individuelle Selbstständigkeit nach allen Seiten hin, er arbeitete und freute sich gerade so wie auf dieser Erde. Seine Hauptbeschäftigung war der Ackerbau, die Thätigkeit, welche einem wesentlich auf den Ertrag der Feldfrüchte angewiesenen Volke als die naturgemässeste erscheinen musste. Eine Vignette im Todtenbuche cap. 110 zeigt uns den Todten in den Gefilden der Seligen in voller Thätigkeit, er pflügt die Erde mit seinem Kuhgespann, er wirft

das Saatkorn in die Furchen, er schneidet die emporgesprossenen Aehren mit der Sichel, dann lässt er sie von Ochsen austreten und so das Korn von den Halmen sondern, endlich schichtet er die Körner in hohen Haufen auf, um aus ihnen sich Brod zu bereiten. Zur Abwechslung fährt er auf Booten in den Kanälen des Jenseits umher, geht auf die Jagd, kämpft mit seinen Feinden und opfert den verschiedenen Gottheiten, besonders dem himmlischen Nil, der seinen Feldern Wasser und seinen Saaten Fruchtbarkeit verleiht. Alles geht genau so vor sich, wie im Diesseits, nur hat der Selige in allem, was er unternimmt, glänzenden Erfolg. Der Nil überschwemmt regelmässig die Gefilde, das Korn sprosst fünf Ellen hoch, zwei Ellen ist die Höhe seiner Aehren (Todtenb. 110 l. 10), die Frucht trägt regelmässig reichen Ertrag, die Witterung ist immer günstig, stets weht ein erfrischender, angenehmer Nordwind, die Feinde werden stets besiegt und die Götter nehmen alle Opfer gnädig auf und vergelten dieselben dem Todten durch reiche Gaben aller Art. Kurz, es war ein ideales, freilich nach unsern Begriffen nicht immer sehr moralisches¹⁾ Erdenleben, welches der Verstorbene im Götterreiche führte.

Allein, wenn sich dergestalt im Jenseits Alles nach Maassgabe der irdischen Verhältnisse darstellte, so lag gerade hierin eine Gefahr, welche den Aegyptern schwere Sorgen bereitet hat. Der Todte lebte, also musste er auch essen und trinken, denn ohne dieses war ein Leben überhaupt undenkbar; wenn er keine Nahrung hatte, dann musste er hungern und dursten. Schon zur Zeit der fünften Dynastie spricht ein ägyptischer König Unas in den Inschriften seiner Grabespyramide diese Besorgniss aus: „Schlimm ist es für Unas, sagt der Text, Hunger zu haben und nicht essen zu können, schlimm ist es für Unas, Durst zu haben und nicht trinken zu können“. Ein Theil der Lebensbedürfnisse ward freilich von den Hinterbliebenen an regelmässig wiederkehrenden Festtagen gespendet, ein anderer ward durch magische Formeln auf geheimnissvollem Wege beschafft; aber, wenn die Opfer ausblieben, wenn Niemand sich der Mühe unterzog, für den Todten die Opferformel auszusprechen, dann musste er für sich selbst sorgen, musste arbeiten und das Feld bebauen, um sich seinen Unterhalt selbst zu verdienen.

Eine solche erzwungene Feldarbeit konnte dem vornehmen Ae-

1) Vgl. dazu die seltsamen Stellen Pyramide des Unas l. 628 und Pap. London 10188 (in Proc. Soc. Bibl. Arch. IX. 24 und hierzu Pyramide des Teta l. 286).

gypter nicht sehr verlockend erscheinen und so suchte man nach einem Auskunftsmittel um derselben zu entgehen. Dabei diente das Diesseits als Analogon. Ebenso wie der Reiche auf dieser Erde Diener besessen hatte, welche für ihn arbeiteten, ebenso suchte er sich solcher für das Jenseits zu versichern. In ältester Zeit scheint man angenommen zu haben, die Menschen, welche im Diesseits Diener gewesen waren, würden es auch im Jenseits bleiben. Um ihnen zu diesem egoistischen Zwecke die Unsterblichkeit zu verbürgen, haben die Reichen damals Bilder ihrer Diener, also deren Ka, in den Grabkammern aufstellen lassen. Ebenso wie den alten Germanen ihre Sklaven und Pferde in das Jenseits nachfolgten, ebenso wie andere Naturvölker den Verstorbenen Bedienung nachsendeten in den Tod, ebenso war auch im alten Aegypten ein Theil der Menschheit bestimmt, dem anderen in alle Ewigkeit dienstbar zu bleiben. In späterer Zeit, als die Kultur in Aegypten stieg und man anfang menschlicher zu fühlen, da änderten sich auch diese Anschauungen und der Gedanke, dass vor dem Tode und den Göttern alle Menschen gleich seien, kam zum Durchbruch. Damit musste der Reiche auf die Hoffnung verzichten, im Jenseits seine Diener in gleicher Eigenschaft wiederzufinden, wieder musste er fürchten, vielleicht durch die Lässigkeit seiner Nachkommen gezwungen zu werden, schwere Arbeit zu verrichten.

Um dieser Gefahr zu entgehen, kam man auf einen andern, höchst eigenthümlichen Gedanken, man formte kleine Thonbilder in Menschengestalt, beschrieb sie mit einer bestimmten Formel und hoffte, dieselben würden in dem Grabe, in welches man sie legte, Leben gewinnen und nun dem Seligen als Diener hilfreich zur Seite stehn. Diese Figürchen sind die sog. Uschebtis¹⁾, deren jede ägyptische Sammlung Hunderte und Tausende von Exemplaren aufweist. Diese „Diener für die Unterwelt“ oder „Diener für den Osiris“, wie die Texte sie nennen, verdankten nur dem Todten selbst das Dasein und das Leben, sie standen zu ihm in einem ähnlichen Verhältnisse, wie der Mensch zur Gottheit. Wie nun der Mensch der Gottheit seinen Dank durch Dienste zu bezeugen sucht, so hoffte man, würden auch diese Figürchen durch fleissige Arbeit im Jenseits ihre Erkenntlichkeit beweisen, und ihrem Schöpfer und Herren alle schwere Arbeit ersparen.

Aus ähnlichen Vorstellungen, wie die es waren, welche die Herstellung dieser Statuetten veranlassten, sind zahlreiche andere Gebräuche

1) Vgl. dazu das erwähnte Buch von Lepsius, *Denkmäler aus Aegypten und Assyrien*, Leipzig 1849 (in 2 Bänden), Bd. I, S. 101.

1) Vgl. für diese Bonner Jahrbuch LXXVIII S. 90 ff.

hervorgegangen. Man gab dem Todten Schmuckgegenstände und Kränze, Waffen und Wagen, Spielzeug und Geräthe mit, oft wurde das vollständige Mobiliar einer Wohnung in dem Grabe angehäuft, Alles nur, damit sich der Osiris dies im Jenseits nicht erst mühsam zu beschaffen und zu sammeln brauche. Nicht etwa, dass das Grab die Wohnung des Todten und seine Wandbilder Bilder aus dessen jenseitigem Dasein gewesen wären, wie Maspero¹⁾ hat annehmen wollen, sondern ebenso wie die Amulette, welche man in und neben die Mumie legte, deren Osiris zu Statten kamen, so waren auch diese Möbel und Geräthe, die man neben dem Sarge aufstellte, nicht für die im Grabe ruhende Mumie, sondern für deren bei den Göttern weilenden Osiris bestimmt. Ebenso wie die Mumie in dem Osiris, so hatten auch sie im Jenseits ihnen entsprechende Ebenbilder.

Auf alle Weise suchten derart die Aegypter sich das Jenseits heimisch zu gestalten und sich das Leben dort so behaglich zu machen, wie es nur je auf Erden gewesen war. Trotzdem glaubten sie nicht, dort dauernd und immer als Osiris, als menschenähnlicher Gott leben zu müssen, hofften vielmehr, im Jenseits mehr Freiheit zu besitzen und zeitweise andere Gestalten annehmen und sich in Thiere, in Schwalben und Reiher, in Pflanzen, besonders in den Lotus, in Götter und anderes mehr verwandeln zu können.

Es handelt sich dabei nicht um eine Seelenwanderung, wie man sie früher, verführt durch die Angaben Herodots (II, 123), gern den Aegyptern zuschrieb, um Formen, welche die Seele annehmen musste, um sich allmählich zu läutern und die Vollkommenheit zu erlangen. Es war nicht ein Zwang, der ihr hier oblag, sondern eine Gunst, die ihr, der bereits vollkommenen Seele gewährt wurde. Immer und immer von Neuem wiederholen die Texte, der Seelige könne alle Gestalten annehmen, die er wünsche, er könne jeden Ort besuchen, den er wolle, er wäre nicht mehr an Form und Raum gebunden. Mit dem Sonnengotte Ra konnte er am Himmel kreisen, mit dem Gotte Osiris konnte er in der „göttlichen Nacht“ (am 26 Choiak, d. h. am Wintersolstium) auferstehn, er war gleichwie Gott, ja er war die Gottheit selbst, und konnte wie diese in Wahrheit und von der Wahrheit, die er sogar ass und trank, leben.

Diese Incorporationsfähigkeit der Seele ist gleichzeitig ein Haupt-

1) Rev. scientif. 1. März 1879 p. 819 sqq.; Etudes égypt. I, 2. Vgl. Le Page Renouf, Transact. Soc. Bibl. Arch. VI p. 494.

grund für die Einbalsamirung der Todten geworden. Die Erhaltung der Mumie hatte, wie wir sahen, einmal den Zweck, einen Körper zu schaffen, als dessen Substrat der Osiris auftreten konnte, allein dies hätte man einfacher erreichen können, da die Wanderung der Seele bis zum Gerichtssaale in verhältnissmässig kurzer Zeit vollendet gewesen sein wird¹⁾. Es handelte sich hier noch um etwas anderes. Die Seele konnte zeitweise die Mumie besuchen, sie konnte in diese zurückkehren, sie neu beleben und in ihr auf diese Erde gelangen, um die Stätten wiederzusehn, an denen sie einst geweilt hatte. Hierzu war ein irdischer, sinnlich fassbarer Körper nothwendig und diesen bildete eben die Mumie. War diese zerstört, dann ging der Seele eine Gestaltungsform verloren und zwar gerade diejenige, an der sie am meisten Interesse nehmen musste, welche sie mit dem Diesseits verband und ihr die Möglichkeit gewährte, die Hinterbliebenen an Opfer zu mahnen und zu sehn, wie es denen erging, die sie hier hatte zurücklassen müssen. Die Zerstörung der Mumie hatte demnach nicht eine Vernichtung der Seele zu Folge, sondern nur eine Verminderung des Wirkungskreises und der Verwandlungsfähigkeit des Todten. — Im Zusammenhang mit dieser Lehre hat sich in Aegypten auch eine Theorie der Geisterbeschwörung entwickelt. Durch magische Formeln konnte man die Seele zwingen in die Mumie zurückzukehren, dann mit dem neubelebten Todten sprechen und sich von ihm, den man in seine Gewalt bekommen hatte, allerhand Vergünstigungen ausbedingen, ehe man ihm seine Freiheit zurückerstattete. Freilich galt ein solches Unterfangen für sehr gefährlich und Setna, dem es nach einer der Ptolemäerzeit entstammenden Erzählung glückte, musste es, als er seinerseits durch Unvorsichtigkeit in die Gewalt der Dämonen gekommen war, schwer büssen, dass er versucht hatte, sie sich dienstbar zu machen.

Das System, welches wir auf den vorigen Seiten auf Grund altägyptischer Texte dargelegt haben, ist dasjenige, welches sich die alten Aegypter über die Unsterblichkeit und die Theile der menschlichen Seele gebildet hatten. Ueber die Entstehung desselben und die Umbildungen, die es erfahren hat, ehe es so wurde, wie es uns jetzt vorliegt, wissen wir Nichts bestimmtes. Es liegt auf der Hand, dass es allmählich entstand und dass manche ursprünglich heterogene Lehren

1) Nach dem Pap. Rhind dauerte es 170 Tage vom Tode bis zu dem Augenblicke, in dem der Todte die Sonne sah, d. h. selig gesprochen wurde.

in ihm verwoben worden sind. So haben z. B. der ka und der Osiris zunächst gewiss gleiche Bedeutung besessen und sind erst weit später, bei der Verschmelzung zweier Systeme, deren eines den geistigen Doppelgänger als ka bezeichnete, während das andere ihn Osiris nannte, als zwei gesonderte Wesen betrachtet worden. Allein über diese und ähnliche Fragen lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. Wie in Kunst und Staatseinrichtungen, in Sprache und Schrift, so tritt uns auch in der Religion das ägyptische Volk bereits in der ältesten Zeit fertig und durchgebildet entgegen. Wie auf allen andern Gebieten, so können wir auch in der Seelenlehre bei ihm keine Anfänge und erste Versuche nachweisen. In dem Augenblicke, in welchem die ägyptischen Texte Einblick in dieselbe gewähren, erscheint sie in allem Wesentlichen vollendet, die Folgezeit hat ihr kaum neue Züge beizufügen vermocht. Gerade hierdurch wird aber diese Lehre doppelt interessant für die Geschichte der Menschheit, indem sie uns zeigt, wie ein Volk schon im vierten Jahrtausend v. Chr. nicht nur an die Unsterblichkeit der Seele glaubte, sondern sich von derselben auch bereits ein festes Bild zu gestalten vermocht hat, ein Bild, dem man, mag es auch dem modernen Menschen oft wunderbar und nur schwer verständlich erscheinen, doch eine gewisse Consequenz und tiefen geistigen Gehalt nicht absprechen kann. Wie zahlreich die Analogien sind, welche diese Lehren zu den Religionssystemen anderer Völker und Zeiten darbieten und wie gross andererseits die Unterschiede sind, welche dieselben von einander scheiden, das auszuführen, ist hier nicht der Ort. Sache der religionsvergleichenden und ethnographischen Forschung wird es sein zu untersuchen, wie viel von diesen Lehren in Aegypten selbst entstand und wie viel von dem ägyptischen Volke mitgebracht wurde aus seinen Ursitzen, die es mit Semiten und Indogermanen theilte.